

Ulrich Schröder untersuchte *die Rippengewölbe in Kölns romanischen Kirchen und die Frage ihrer Beziehungen zu französischen Bauten*. Die vorkommenden Formen sind mannigfaltig, sicher Vorbilder zu bestimmen ist fast aussichtslos. Drei Einzelfälle verweisen nicht auf die Ile-de-France (so Schäfke), sondern eher auf Burgund: 1. das Rippenprofil am Dekagon von St. Gereon (vgl. Gurtbogenprofil der Kathedrale von Auxerre), 2. verschiedene Merkmale der Architektur von *Groß St. Martin* (West- und Ostabschluß des Langhauses mit Zweischaligkeit der Wand und Absetzung der Gewölbekompartimente voneinander, Triforiumgestaltung), 3. Mittelschiffswölbung von St. Maria im Kapitol („zisterziensisch“-schlichte, konsequente Konzeption; das nahestehende Heisterbach von Héliot mit burgundisch geschultem Meister in Verbindung gebracht).

Michael Bringmanns öffentlicher Abendvortrag stand unter dem Titel: „*Steinalt oder stilecht? Randbemerkungen zur neu-romanischen Architektur*“. Nach dem Besuch in St. Georg und St. Maria im Kapitol mochte man davon eine Standortbestimmung des Kölner Wiederaufbaus erwarten. Hauptanliegen war aber, Vorurteile der öffentlichen Meinung gegen die neuromanische Baukunst zu überwinden. In dieser Form gewiß kein Thema mehr für Fachkollegen, erst recht Denkmalpfleger. Diese registrieren vielmehr eine Welle des neuen Historismus auch in Köln. Manches, was um 1945 als entbehrlich oder nach der Ethik der „schöpferischen Denkmalpflege“ nicht rekonstruierbar schien, soll nun nachgeliefert werden. Man erwägt, das alternde Nachkriegsdach des Westbaus von St. Georg bei Gelegenheit nach dem barocken Vorbild zu rekonstruieren; die jetzige schlichte Pyramide war 1951 (*Das Münster* 4, S. 205) als gültige neue Form beurteilt worden. Gotische und barocke Wölbungen sind auf Wunsch machbar, besonders dann, wenn man damit, im Einklang mit dem Zeitgeschmack, eine Gestaltung der 50er Jahre entfernen kann. Rekonstruktion der Vorhalle von 1536 vor dem Südportal von St. Georg taucht als Wunsch auf (Werner Schäfke, *Kölns romanische Kirchen*, Köln 1984, S. 99). Die Wiederaufbauphase mit ihrem Verzichtsrigorismus ist in historische Distanz gerückt. Eine Rückbesinnung auf sie wird in dieser Hinsicht zur Zeitkritik.

Peter Diemer

GEDANKEN ZUM WIEDERAUFBAU VON ST. MARIEN IM KAPITOL UND ST. KUNIBERT, KÖLN (mit einer Abbildung und zwei Figuren)

Die Zerstörung und der Wiederaufbau von St. Marien im Kapitol sind mehrfach beschrieben und gewürdigt worden, ebenso die Baugeschichte. Dem ist nichts Neues hinzuzufügen, so daß diese Zeilen nur dazu dienen sollen, die Problematik über den Kreis der Spezialisten hinaus noch einmal zu verdeutlichen. Allerdings sei vermerkt, daß eine Begründung für die einzelnen Entscheidungen und damit den heutigen Zustand von den daran Beteiligten nicht publiziert ist und aus den Akten kaum

rekonstruierbar sein dürfte, weil vieles wohl Baustellengespräche waren. Eine breitere wissenschaftliche Diskussion hat nicht stattgefunden und hätte vermutlich den Verantwortlichen kaum weitergeholfen, weil es hier nur Meinungen, aber keine wissenschaftlichen Begründungen geben kann.

Die Faszination, die vom salischen Bau des 11. Jhs. in Gestalt der Rekonstruktion von Hugo Rahtgens 1913 ausging, war und ist groß. Die spätstaufischen Veränderungen hatten das Bild verunklärt. Der Krieg hatte gerade sie weitgehend beseitigt. Der Weg war frei, nachdem der Wettbewerb für einen modernen Ostbau über altem Grundriß nicht befriedigt und man den Wiederaufbau beschlossen hatte. Außer den Vierungspfeilern und dem Umgangsgeschoß war freilich aus dem 11. Jh. wenig erhalten bzw. bekannt. Sicher waren die Vierung und die anschließenden Joche flach gedeckt. Die Konchen können niedriger als die des 12. Jhs. gewesen sein, vermutlich hatten sie kleinere Fenster. Außerdem stand die Südkonche des 12. Jhs. aufrecht und konnte z. T. erhalten werden. Es war also klar, daß auch die Nordkonche, die einschließlich Umgang völlig zerstört war, wieder die Gestalt des 12. Jhs. erhalten mußte, war dies doch die einzig sichere Grundlage. Damit waren auch die Tonnenwölbung des gesamten Querhauses und letztlich auch die Hängekuppel in der Vierung vorbestimmt, obwohl letztere vielleicht erst der Zeit um 1200 angehören mochte. Der Urbau war hier also nur in der Gestalt des 12. Jhs., die bis zur Zerstörung bestand, wiederholbar. Nach dem Unterbau zu schließen, muß die Ostkonche des 11. Jhs. den übrigen geglichen haben. Was lag also näher, den „Tri“-Konchos dadurch wieder zu vereinheitlichen, daß man auch hier den Oberbau vom Typ 1150 aufsetzte, wie es nun geschehen ist? Entgegen Albert Verbeek (in: *H. E. Kubach/A. Verbeek, Romanische Baukunst an Rhein und Maas, Berlin 1976, S. 565*) ist an der älteren Ansicht festzuhalten, daß ein solcher einheitlicher Zustand nach 1150 niemals bestanden hat. Es gab keinen einzigen Hinweis auf Veränderungen der Ostkonche in dieser Zeit, im Gegenteil; denn es waren im Obergaden des Chorjochs Teile des 11. Jhs. erhalten geblieben, die in den Querarmen durch die Erneuerung von 1150 beseitigt worden waren.

Der Umbau der Ostkonche, der hier nicht näher beschrieben werden soll, vollzog sich erst um 1200 nach einheitlichem Konzept, das zugleich Anpassung an die Typen der Zeit bedeutete. Er war tiefgreifender als 1150 und betonte die Längsachse. Außen bot sich das Bild einer typischen Kölner Apsis um 1200 mit flachen Blenden auf Pilastern unten und Blendarkaden auf Säulchen oben, darüber die Zwerggalerie, freilich nicht senkrecht übereinander, sondern auf Umgang und Obergaden verteilt. Hinzu kam eine vorgelegte Blendarkatur beim Kryptensockel, die als einziger Rest dieser Zeit erhalten blieb. Statische Schäden waren wohl genauso wenig wie bei den Querkonchen Anlaß des Umbaus, weil in allen drei Fällen das fragile Umgangsgeschoß weitgehend unberührt blieb. Es ging wohl um eine repräsentative Schauseite zum Rhein hin. Es wäre aus finanziellen und technischen Gründen möglich gewesen, genauso wie bei St. Quirin in Neuß, diese als einzige gesicherte historische Form wieder herzustellen, die das Bild der Kirche für 750 Jahre geprägt hatte. Man mag das Verfahren des freien Umgangs mit historischen Formen „schöpferi-

sche Denkmalpflege" nennen, man kann aber auch von der Willkür der Gestaltungsfreude im historischen Kostüm sprechen, die ein Denkmal frei verfügbar macht.

Um 1200 waren die Ostteile gewölbt, das Mittelschiff flach gedeckt — ein Raumtyp, der damals häufiger auftritt (Kaiserswerth, Gelnhausen, Bamberg I, II). Er hatte nur 30 bis 40 Jahre Bestand, bis das Langhaus eingewölbt wurde, was dann für mehr als 700 Jahre verbindlich blieb. Daß man in den 50er Jahren, als die Rekonstruktion des Trikonchos noch offen und das Geld knapp war, eine wenn auch merkwürdige und formal aufwendige Flachdecke wählte, ist verständlich, zumal herbe Romanik Trumpf war (Würzburg!). Unverständlich ist die Beseitigung der Schildbögen und Rippenanfänger, die auf der Nordseite gut, auf der Südseite teilweise erhalten waren und gefahrlos gesichert werden konnten. Hier hat die purifizierende Ästhetik in den stehengelassenen Diensten ein unverständliches Präparat geschaffen, das zur Einwölbung oder Beseitigung auffordert.

Eine gewisse Unempfindlichkeit gegenüber Details ist nicht zu übersehen. So waren sämtliche Fenster des Ostbaus im Obergaden und Umgebung gotisch aufgeweitet und im 19. und 20. Jh. wieder in romanische Form oft willkürlicher Größe zurückverwandelt worden. Dabei hatte man aber die ebenfalls spitzbogig veränderten Stichkappen in den Kalotten der Konchen belassen. In dieser Form entstand die neue Nordkonche wieder und ebenso die frei ergänzte Ostkonche (*Abb. 4*). Die „romanischen" Fenster der Umgänge sind viel zu lang. Man hätte sich an den erhaltenen Seitenschiffsfenstern in den Westjochen des Langhauses orientieren können. Auch die eigentümlichen Strebemauern der Querkonchen mit Rundbogenöffnung wurden natürlich als störend weggelassen, obwohl man auf der Nordseite mit ihrer Ausführung bereits begonnen hatte.

Bei der Ausstattung verließ man das purifizierende Konzept. Die gotischen Schranken wurden in der Ostkonche eingefügt und der Lettner an fast die alte Stelle zurückversetzt. Er hätte durchaus am Westende, wo er über 200 Jahre stand, verbleiben und dort restauriert werden können. Über den Lettner an alter Stelle sollte man sich freuen, wenn er nicht um mehrere Stufen und damit erheblich zu hoch aufgestellt worden wäre. Außerdem hatte die Kapitolskirche bis ins 13., vielleicht bis ins 16. Jh., keinen Lettner, sondern eine niedrige Schranke. Die Rückgewinnung des Raumes mit der Verbindung von weitem Trikonchos und herbem Langhaus, offenbar Hauptziel des Wiederaufbaus, ist nun dahin und zugleich wurde eine denkmalpflegerische bewahrende Maßnahme des 18. Jhs. geopfert. Als der Lettner ca. 350 Jahre vor der Vierung stand, war das Mittelschiff gewölbt und der Ostchor staufisch verändert, eine Epoche, die getilgt wurde und nun als zeitliche Lücke in der Geschichte klafft. Ein völlig neues, museales Arrangement ist entstanden.

Trotz aller herben Kritik: niemand kann sich der Macht das wiedererstandenen Raumes entziehen, noch immer geprägt von der Schöpfung des 11. Jhs., auch wenn das Werk — wie Hiltrud Kier formulierte — ein echter Weyres ist und wirkliche Rekonstruktion nie das Ziel gewesen sei.

So sehr es zu begrüßen ist, daß das Westquerschiff und der westliche Mittelurm von St. Kunibert nun endlich doch wieder aufgebaut werden, so sehr wird auch hier das Dilemma solcher Rekonstruktionen deutlich. Wenn man sich nicht genau an den gut dokumentierten Vorkriegszustand halten will und kann, gerät nämlich auch hier die Grundlage ins Rutschen. Nach dem Einsturz des Turmes von 1830 und dem Wiederaufbau von 1859 war ein Stützkorsett im Vierungsbereich eingezogen worden, das mit je einem mittleren Pfeiler und zweigeschossiger Bogenstellung als Fortführung des Langhaussystems die Querarme vollkommen abtrennte (Fig. a und b).

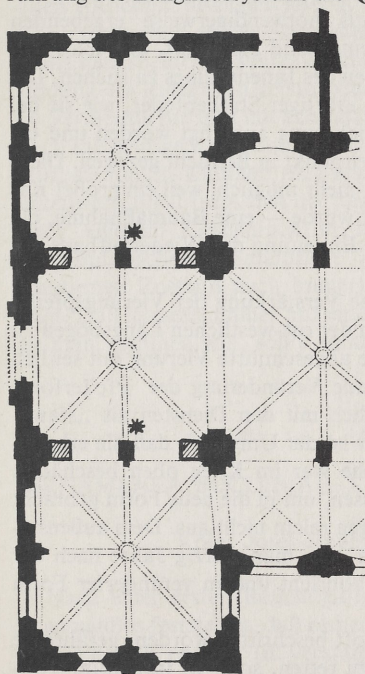


Fig. a Köln, St. Kunibert. Grundriß des Westquerhauses mit Pfeilern des 19. Jhs. (*) und den jetzt ausgeführten Pfeilerverstärkungen (schraffiert, etwas zu weit vorspringend skizziert) Nach KDM Rheinprovinz, bearb. v. Ewald/Rahtgens, 1916, Fig. 135

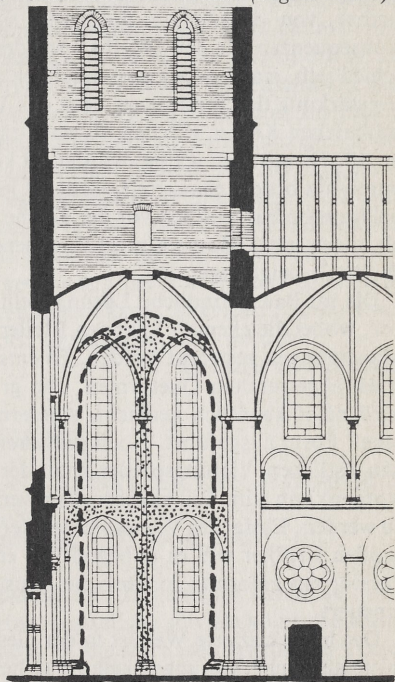


Fig. b Köln, St. Kunibert. Schnitt durch die Westteile mit Pfeilerbrücke des 19. Jhs. im Querhaus (punktiert) und den jetzt ausgeführten Pfeilerverstärkungen (gestreichelt) Nach KDM Rheinprovinz, bearb. v. Ewald/Rahtgens, 1916, Tafel XIX

Diese Lösung schied aus, weil man das romanische Querhaus als Raum zurückgewinnen wollte. Allerdings rangierte die gesamte Innenerscheinung in dem Entscheidungsprozeß an letzter Stelle, denn primär ging es offenbar um den Westturm und an zweiter Stelle um die unbeeinträchtigte Außenansicht des Querhauses.

Alle drei Ziele lassen sich aber offensichtlich aus statischen Gründen nicht miteinander vereinen, weil die Vierungspfeiler für die Auflast des nach Meinung des Statikers Otmar Schwab erst nachträglich geplanten und ausgeführten Turmes zu schwach sind. Die Rückgewinnung des Turmes für die Kirche und das Stadtbild ist aber psychologisch der eigentliche Antrieb für den Wiederaufbau der ganzen Anlage nach nunmehr vierzig Jahren. Eine wesentliche Reduktion des Turmes in der Höhe und im Querschnitt der Mauern oder gar eine hölzerne Version mit Verschieferung, wie sie in Holland und Belgien häufiger anzutreffen ist, schieden daher offenbar von vornherein aus. Die sich daraus notwendigerweise ergebenden Konsequenzen für den Westbau wurden wohl eingehend diskutiert, und man entschied sich, eine Lösung ausschließlich auf Kosten des Innenraumes zu suchen. Die Verstärkung der Westmauer oder das Vorlegen kräftiger Strebe Pfeiler, wie sie bei zahlreichen Kölner Kirchen als nachträgliche Sicherung angefügt worden und bis ins 19. Jh. erhalten waren, wurden zu keinem Zeitpunkt in Betracht gezogen. Diese immerhin bedenkenswerte Lösung ist jetzt nicht mehr möglich, weil ein großer Kanal unmittelbar westlich vor der Kirche angelegt wurde — eine Baumaßnahme, die als auslösendes Moment nicht unwesentlich zur Einleitung des Wiederaufbaus der Westteile beigetragen hat.

Die im Bau befindliche Lösung sieht nun eine Verstärkung der Vierungspfeiler vor, wobei die ehemals knappen Pfeilervorlagen der ost-westlichen Längsbögen zu Mauerzungen gestreckt werden. Es entsteht eine abgeschnürte Vierung mit seitlich stark abgetrennten Querarmen. Die grundlegende Veränderung der Pfeilerform wird nicht kenntlich gemacht, sondern einheitlich mit den Diensten als „staufrische“ Form ausgeführt. Noch gravierender aber ist der Umstand, daß die erhaltenen östlichen Vierungspfeiler (nur der nördliche war im Krieg oben beschädigt worden) nun zum Teil abgebrochen werden müssen, um in die neue Form gebracht zu werden. Einfaches Vorsetzen der Verstärkungen reicht nicht aus. Dem außenstehenden Kritiker will es unbegreiflich erscheinen, daß man vierzig Jahre nach der Zerstörung geformte romanische Bausubstanz abbricht und in veränderter Form erneuert.

Der hier skizzierte Weg ist in der Geschichte oft beschritten worden, gefährdete mittelalterliche Vierungstürme zu sichern und zu retten, so z. B. in Autun, Toulouse, Speyer usw. Dies ist immer wieder beklagt worden und war 1956 sogar ein auslösender Faktor der Restaurierung in Speyer, auch wenn gerade dieses Problem dort nicht gelöst werden konnte. Für einen neuen Turm sollte man jedoch darauf verzichten und ihn unter allen Umständen den gegebenen Voraussetzungen anpassen. Ist dies politisch nicht durchsetzbar, so müßte nach denkmalpflegerischen Gesichtspunkten das verstärkende Korsett klar sichtbar von der ursprünglichen Form getrennt und ein Eingriff in die romanischen Pfeiler vermieden werden. Eine klar erkennbare Stützkonstruktion im Bereich der Seitenschiffe sollte zumindest geprüft werden.

Ein weiteres Problem ergibt sich bei den Fenstern. Sie waren spitzbogig, aber eindeutig als nachträgliche Veränderung von Rundbogenfenstern erkennbar. Diese

muß im Mittelalter erfolgt sein, der Zeitpunkt (Aufsetzen des Turmes?) ist unklar. Eine Befunduntersuchung an den erhaltenen Ostfenstern im Hinblick auf alten Leibungsputz in den Vermauerungen ist wohl nicht durchgeführt worden. In der Regel sind die Fenster spätrömanischer Bauten am Niederrhein rundbogig in Kombination mit spitzbogigen Wandgliederungen und Gewölbebögen. Mit Rücksicht auf die erhaltenen Teile der Ostmauer werden nun alle Fenster spitzbogig, ohne daß die Veränderung erkennbar gemacht würde. Das Untergeschoß der Westmauer besaß vor dem Krieg keine Fenster mehr, weil sie nach 1830 getilgt worden waren. Alle alten Ansichten bezeugen aber z. T. vermauerte Fenster in gleicher Größe wie sie im Untergeschoß an den Stirnseiten und nach Osten erscheinen. Jetzt hat man dort völlig andere, kleine, schmale Fenster eingelassen, die es nie gab. Sie sind freie Erfindung des leider früh verstorbenen Leo Hugot, der auch als Wissenschaftler große Verdienste hat und mit zahlreichen Rekonstruktionen hervorgetreten ist. Ihm ist auch die heutige Erscheinung von St. Gereon zu verdanken. Sein Konzept für den Aufbau von St. Kunibert mag man nachträglich nicht ändern. Der Standpunkt ist ehrenwert, doch fragt sich der besorgte Wissenschaftler, ob es um das Werk eines nach eigenem Geschmack in historischen Formen gestaltenden Architekten („schöpferische Denkmalpflege“) oder die möglichst genaue (in welchem dokumentierten Zustand auch immer) Wiedergewinnung des staufischen Querhauses geht. Daß letzteres immer nur eine Annäherung sein kann, ist evident, aber wie nahe man kommen will, sollte zumindest noch einmal diskutiert werden.

Dethard v. Winterfeld

Ausstellungen

ORNAMENTA ECCLESIAE. KUNST UND KÜNSTLER DER ROMANIK IN KÖLN.

Köln, Josef-Haubrich-Kunsthalle, 7. 3.—9. 6. 1985

Nach einer ersten Besichtigung der Ausstellung „Ornamenta Ecclesiae“ muß man neidlos feststellen, daß bisher noch keine Ausstellung so viele kölnische Kunstwerke des 11. und 12. Jh. vereinigt hat, daß z. B. die so charakteristischen Tragaltäre des 12. Jh. aus Köln noch nie so vollständig zum Vergleich dargeboten wurden, daß noch nie so zahlreiche kölnische Elfenbeintafeln des 12. Jh. in einer einzigen Vitrine zu sehen waren, daß die kölnische Buchmalerei des 11. Jh., aber vor allem die des 12. Jh. noch nie mit so vielen bedeutenden Handschriften zur Schau gestellt wurde, daß noch an keiner Mittelalterausstellung so zahlreiche Stifter-, Schreiber- und Autorenbilder zu sehen waren, daß zum Herstellungsprozeß mittelalterlicher Kunstwerke noch nie so viel anschauliches und unbekanntes Material vereinigt worden ist. Weitere Superlative und Rekorde aufzuzählen wäre ein leichtes.

Die Ausstellung umfaßt die folgenden Abteilungen: Ordo et Artes, Fabrica, Liturgica, Coloniensia, Ornamenta ecclesiarum Coloniensium, Kölner Kunst der Romanik, Antike und Byzanz, Sacrae Reliquiae. In allen Abteilungen ist so weit wie